

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet. Ja, ich erachte es noch alles für Schaden gegenüber der überschwänglichen Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn. Um seinetwillen ist mir das alles ein Schaden geworden, und ich erachte es für Dreck, damit ich Christus gewinne und in ihm gefunden werde, dass ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz kommt, sondern die durch den Glauben an Christus kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird.

Ihn möchte ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden und so seinem Tode gleich gestaltet werden, damit ich gelange zur Auferstehung von den Toten.

Liebe Gemeinde,

ein Bus, voll besetzt bis zum letzten Platz, Menschen mit allen Hautfarben, zwischendrin Gesichter, die ich auch aus den Gottesdiensten hier kenne, und im Gang tanzende Männer. Afghanan, hat mir der Herr Kühn dazugeschrieben, der mir das Bild am vergangenen Montag auf meinen Rechner geschickt hat. Ein Bild von einem Ausflug unseres Helferkreises mit den Bewohnern der Gemeinschaftsunterkunft in der Windprechtstraße, vom vergangenen Sonntag.

Wahrscheinlich, weil nur wenige Stunden dazwischen lagen, hat mich die Nachricht so schockiert, die dann am Abend dieses Tages auf den Tickern der Fernsehsender lief. Ein Amoklauf im Zug bei Würzburg – der Attentäter ein ganz junger Kerl, 17 Jahre alt erst. Geflohen aus seiner Heimat, weil die Gewalt ihn vertrieben hat, vor einem Jahr in Deutschland angekommen, ein freundlicher, stiller Jugendlicher, der, so scheint es, im Lauf weniger Tage ein Anderer geworden ist. Ein fanatischer Amokläufer, dessen einziges Ziel es am Ende war, „Ungläubige“ mit in den Tod zu nehmen. Und zugleich: ein Teenager aus Afghanistan – ruhig, offen, sympathisch, so wird er beschrieben.

Woher diese Härte, diese Unduldsamkeit? Ich habe mir dieselbe Frage auch gestellt angesichts der Worte, die Paulus der Gemeinde in Philippi zukommen lässt. Da spart der Predigttext manches aus – bevor Paulus, der ja quasi neben Luther und Dietrich Bonhoeffer als einer der drei „evangelischen Heiligen“ gelten kann, von sich zu sprechen beginnt – das haben wir gehört – warnt er schon eindrücklich vor denen, die anderes lehren als er selbst: „Gebt acht vor diesen Hunden.“ Und dann, in dem, was ich gerade gelesen habe: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet. Ja, ich erachte es für Dreck.“ Und dieses „Es“ - das ist, was seine bisherige Religion, den Glauben seines Volkes ausmachte: dass es leben werde, wenn es den Weisungen Gottes Folge leiste. Dass jedes Gebot ein Wegweiser zum Leben sei, und dass es gelte, sich an diesen Wegweisern zu orientieren.

Und das ist dem Paulus nun „Dreck“? Mich erschrecken diese Worte, und sie erschrecken mich umso mehr, als der Apostel sie mehr oder weniger in einem Atemzug

mit dem formuliert, was die Mitte evangelischer Theologie ausmacht: die Entdeckung einer Gerechtigkeit, die (nicht) aus der Befolgung des biblischen Gesetzes, sondern durch den Glauben an Christus kommt.

Als ich die Konfirmanden diese Woche im Unterricht gefragt hatte, was ihnen bislang denn so gefallen oder nicht gefallen habe, da hat einer gemeint, er fände es cool, dass im Glauben alle miteinander verbunden seien. Mich hat das gefreut, weil ich glaube, da steht für den jungen Kerl tatsächlich ein „Aha“, dahinter, eine Erfahrung, vielleicht in einem Gottesdienst, vielleicht sonstwo im Kurs.

Und zugleich hat in mir etwas gezweifelt. Kann man das tatsächlich sagen, dass Glaube Verbundenheit schafft? Oder ist es nicht genauso oft anders – so, dass Glaube und Religion Gräben und Spannungen vertiefen?

So gestellt, ist das wahrscheinlich eine Frage für Historiker oder Soziologen. Aber ich denke, an uns geht die Frage, wie wir unseren Glauben leben – und ob wie wir ihn leben, dem Frieden dient oder aber im Gegenteil eher Rivalitäten und Konflikte befördert.

Ich denke, das „Wie“ ist entscheidend. „Dass“ auch Christen in ihrem Glauben immer wieder die Legitimation für unduldsames und gewaltbereites Denken und Handeln fanden, das wissen wir zur Genüge. Doch dass Christsein auch anders aussehen und Frieden stiften kann – dazu finden sich gerade bei dem für seine Friedfertigkeit nicht eben bekannten Paulus mancher Hinweis. Dazu drei Gedanken.

*Erstens: Gott hat keine Krämerseele, sondern ein weites Herz. Das dürfen wir auch haben.*

Was einer tun, wie er sein und leben muss, damit er vor Gott bestehen kann. Das war die Frage für Luther, und eine ganz wesentliche für Paulus. Die Bedeutung kommt ihr heute nicht mehr zu. Wir sind doch recht zuversichtlich, dass die Dinge zwischen uns und dem lieben Gott im Wesentlichen im Reinen sind. Die Botschaft von seiner Gnade ist bei uns angekommen. Aber dass andere, die Anderes glauben, und das ganz anders als wir – dass die ihm auch recht sein könnten, den Gedanken denken wir nicht so leicht.

Die Zeiten unbefangener Mission sind vorbei – wir reden heute von der Begegnung und dem Dialog der Religionen – aber die Vorstellung, eigentlich müssten wir doch „die anderen“ von unserer Wahrheit überzeugen – die schleicht sich mitunter auch in evangelische Köpfe. Aber das braucht es nicht. Fröhlich und begeistern davon zu erzählen, wie uns unser Glaube fröhlich, frei und mutig macht, dazu sind wir gerufen. Aber den anderen für den „rechten Weg“ zu gewinnen – das ist unsere Aufgabe nicht. Das mag der Geist Gottes Wirken – und ich glaube, der kennt verschiedene Wege, auf denen seine Menschen zur Versöhnung und zum Frieden mit ihm finden. Da dürfen wir getrost sein und einstweilen den anderen sein lassen wie er ist.

*Mein zweiter Gedanke: mit Paulus dürfen wir unser Leben geprägt wissen von der Kraft der Auferstehung.*

Die Kraft der Auferstehung – das ist eine Formulierung, die ich mir merken wer-

de. Darauf hoffen, daran glauben wir – und das erfahren wir immer wieder: dass die Kraft, die Jesus auferweckt hat, auch in unserem Leben wirkt und Leben schafft. Wenn die Wunden heilen, die der Tod eines geliebten Menschen gerissen hat, wenn wir nach einem bösen Streit die Worte zur Versöhnung doch finden können, wenn wir lange Täler der Verzweiflung, der scheinbaren Weglosigkeit doch hinter uns lassen. Wenn wir nach langer Zeit uns aufrichten, befreit aufatmen und zu neuem Lebensmut finden. Wenn Dank Herz und Mund überfließen lassen.

Und weil wir solche Situationen erlebt haben und in ihnen mehr sehen können als Glück oder Zufall, weil wir in ihnen so etwas wie „Führung Gottes“ erleben, deswegen – *und das ist mein dritter Gedanke, deswegen haben wir keinen Grund, uns der Mutlosigkeit zu ergeben. Wir dürfen mutig sein.*

„Fasst Mut“ - dazu laden die Kästen ein, die die Stadt gerade anlässlich des Friedensfestes überall aufgehängt hat. Ich habe mir aus einem dieser Kästen ein Kärtchen herausgenommen. Und darauf stand: „Welche Angst würde ich gerne besiegen?“ Ich denke, eine der großen Ängste dieser Tage ist, gerade nach dem Anschlag vor wenigen Tagen, dass auch in Deutschland die Spannungen unter Flüchtlingen und zwischen Flüchtlingen und Einheimischen zunehmen, dass Gewalt sich ausbreitet und unschuldige Opfer kostet.

Es gibt nachvollziehbare Gründe für diese Furcht – aber wenn die Stadt Augsburg alle ihre Bürger dazu aufruft, mutig zu sein, dann können wir da getrost vorangehen.

Denn wir dürfen leben im Vertrauen auf die Kraft der Auferstehung. Dass Gott Leben schenkt und überwindet, was Leben gefährdet und ihm entgegen steht, das hat für die Menschen der Bibel immer schon auch im Blick auf's Miteinander gegolten. Nach jüdischem Verständnis gibt's genau dazu die zehn Gebote: dass Menschen in Freiheit und ohne Angst miteinander leben können. Und: in christlicher Freiheit leben zu dürfen, das meint zweierlei: ich weiß, dass ich wer bin, dass ich mein Lebensrecht mir nicht verdienen muss, sondern es von Gott zugesprochen bekomme - und ich bin frei, mich in heiterer Gelassenheit dem Anderen zuzuwenden - zum Beispiel dann, wenn der gerade auf Zuwendung angewiesen ist, weil er fremdelt in der neuen Heimat.

Und wo es dann zu Begegnungen kommt, da beginnen dann auch erwachsene Menschen in Bussen zu tanzen. Da wachsen Beziehungen. Der ferne Nächste bekommt ein Gesicht, und er lernt interessierte, zugewandte Gesichter und Menschen kennen. Und wenigstens für Momente fühlt er sich wieder als Mensch, und nicht als Flüchtling. Da begegnen sich Menschen als Menschen, da wächst Friede.

Deswegen steht die furchtbare Meldung aus den Nachrichten vom Amoklauf des jungen Attentäters aus Afghanistan auch nicht für die ganze Wirklichkeit. Zu der gehört nämlich auch, dass der evangelische Pfarrer von St. Anna nächste Woche auf die Hochzeit zweier anderer junger Afghanen eingeladen ist, die uns in den vergangenen Jahren hier in der Gemeinde zu Freunden geworden sind. Und das ist wunderschön.

Amen